

Zur Phänomenologie der Erfahrung

Autor(en): **Hilferding, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Divus Thomas**

Band (Jahr): **17 (1939)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-762530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Phänomenologie der Erfahrung.

Von Karl HILFERDING.

I. Einleitung.

1. Probleme der Erkenntnistheorie der Wissenschaft. Die moderne Erfahrungswissenschaft beansprucht — und wie wir glauben, mit Recht —, daß ihre Aussagen auf Grund der *Erfahrung* gelten. Für den Philosophen, der diesen Anspruch als zu Recht bestehend anerkennt, stellen sich damit, sobald er eine Erkenntnistheorie der Wissenschaft geben will, die beiden folgenden Probleme :

1. Das Problem der *Erkenntnistheorie der Erfahrung*; es ist dies die Frage nach dem Gegenstand unsres Erfahrungswissens, sowie nach der Art und der Vollkommenheit unsres Wissens über diesen Gegenstand.

2. Das Problem des *Zusammenhanges der wissenschaftlichen Aussagen mit der Erfahrung*. Dieses Problem stellt sich deshalb, weil die wissenschaftlichen Aussagen wohl auf Grund der Erfahrung aufgestellt und an Hand der Erfahrung nachgeprüft werden, jedoch in ihrem Gehalt über eine einfache Beschreibung der Erfahrung hinausgehen. Dieses Hinausgehen zeigt sich vor allem darin, daß die Aussagen der wissenschaftlichen Theorien *allgemein*, d. h. für eine beliebige Anzahl von Fällen gelten sollen, während in der Erfahrung stets nur etwas *Konkret-Einmaliges* vorliegt. Wir werden aber an geeigneter Stelle **9** darauf hinweisen, daß auch schon die *singulären* Aussagen, welche die Wissenschaft über die *Dingwelt* macht, in ihrem Gehalt über die Erfahrung *hinausgehen*.

2. Phänomenologie der Erfahrung. Um die in **1** angeführten Probleme behandeln zu können, sind *vorbereitende Untersuchungen* notwendig ; diese Untersuchungen bilden den Gegenstand der vorliegenden Arbeit.

1. Um erkenntnistheoretische Untersuchungen über die Erfahrung anstellen zu können, müssen wir zunächst wissen, was Erfahrung ist, und welches ihre sie kennzeichnenden Merkmale sind. Es ist also zu *definieren*, was Erfahrung ist, und die so definierte Erfahrung ist hin-

sichtlich ihrer kennzeichnenden Merkmale zu *beschreiben*. Dies geschieht in einer *phänomenologischen Beschreibung der Erfahrung*.

2. Die Wissenschaft selber interessiert sich nicht für die allgemeinen kennzeichnenden Merkmale der Erfahrung ; die Grundlage ihrer Aussagen ist vielmehr der *konkrete Inhalt* der Erfahrung. Damit dieser zur Grundlage von Sätzen werden kann, muß er erst selber durch Sätze dargestellt werden. Somit läßt sich das zweite der in **1** angeführten Probleme in die folgenden beiden Teilprobleme zerlegen, nämlich in :

a) das Problem der *Darstellung* des konkreten Erfahrungsinhaltes durch *Sätze* ;

b) das Problem des Zusammenhanges der den konkreten Erfahrungsinhalt darstellenden Sätzen mit den in ihrem Gehalt über diese hinausgehenden wissenschaftlichen Aussagen.

b) ist ein Problem des Zusammenhanges zwischen Sätzen, also ein logisches Problem. Es ist mit den Mitteln der logischen Analyse zu behandeln.

In Bezug auf a) müssen wir zwischen der Darstellung selber unterscheiden und den *Regeln*, nach denen diese Darstellung erfolgt. Die Darstellung des Erfahrungsinhaltes durch Sätze ist eine Arbeit, die der Wissenschaftler vorzunehmen hat, und die er in der Tat immer vornimmt, gleichgültig ob er jene Sätze ausdrücklich formuliert oder — und dies ist in der Regel der Fall — nicht. Aber die Regeln, nach denen der Wissenschaftler vorgeht, interessieren den Philosophen. Denn will dieser eine Erkenntnistheorie der Wissenschaft geben, so muß er sich vergewissern, daß in jenen Sätzen wirklich der konkrete Inhalt der Erfahrung zum Ausdruck kommt. Nur wenn dies der Fall ist, kann die Wissenschaft die Erfahrung als Grundlage ihrer Aussagen beanspruchen. Die Regeln, nach denen die Darstellung erfolgt, müssen also derart sein, daß der Erfahrungsinhalt in der Darstellung zum Ausdruck kommt.

Es ist klar, daß sich diese Regeln nach den allgemeinen Merkmalen der Erfahrung richten müssen ; infolgedessen gelangt der Philosoph auf Grund einer phänomenologischen Beschreibung zur Aufstellung jener Regeln, und er ist nun imstande zu beurteilen, ob sich die Wissenschaftler an diese halten oder nicht.

Wir werden darum in der vorliegenden Arbeit auf der Grundlage der phänomenologischen Beschreibung der Erfahrung die grundlegenden Regeln für die Darstellung des konkreten Erfahrungsinhaltes durch Sätze entwickeln.

3. Die Methode der Phänomenologie. Die Methode der Phänomenologie — deren wir uns also auch in der vorliegenden Arbeit bedienen — ist die Methode der *Reflexion*. Diese beruht auf der allerunmittelbarsten Erkenntnis, deren wir uns Rechenschaft geben können, nämlich auf der Erkenntnis, daß wir uns bewußt sind, und daß unser Bewußtsein die Fähigkeit hat, zu sich selber zurückzukehren. Reflexion ist nichts anderes als diese *Rückkehr des Bewußtseins zu sich selbst*. Die Reflexion ist eine Methode der Erkenntnis; denn, indem das Bewußtsein zu sich selber zurückkehrt, ist es imstande, etwas über sich zu erfahren. Die Erkenntnisse, zu denen wir durch Reflexion gelangen, sind grundlegend für den gesamten systematischen Aufbau der Philosophie, während sie selber nichts anderes voraussetzen als die Möglichkeit der Reflexion, d. h. jene oben angeführte allerunmittelbarste, darum weder zu bezweifelnde noch wegzuläugnende Erkenntnis.

Die Behauptungen, zu denen wir auf Grund der Reflexion gelangen, werden zweckmäßig in phänomenologische und erkenntnistheoretische Behauptungen eingeteilt. Die *Phänomenologie* begnügt sich mit einer *Beschreibung* dessen, was das Bewußtsein durch die Reflexion erfährt; die *Erkenntnistheorie* fragt nach der *Natur* dessen, was das Bewußtsein durch die Reflexion erfährt. Wenn auch in beiden Fällen die Methode der Reflexion angewendet wird, so wird sie doch — entsprechend der verschiedenen Fragestellung — in der Phänomenologie in anderer Weise verwendet als in der Erkenntnistheorie. In der Phänomenologie wird sie *rein beschreibend* verwendet, während für die Erkenntnistheorie eine Art der Verwendung der Reflexion kennzeichnend ist, welche man am besten als *vergleichend-synthetisch* bezeichnen könnte.

4. Beschränkung auf den phänomenologischen Standpunkt. Die Grundlage des gesamten systematischen Aufbaues der Philosophie ist die Phänomenologie. Auch die Erkenntnistheorie baut auf dieser auf, indem sie von den Ergebnissen der phänomenologischen Beschreibung Gebrauch macht. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Behandlung eines bestimmten erkenntnistheoretischen Problems die Phänomenologie in ihrem ganzen Umfang voraussetzt; wohl aber behaupten wir, daß jedes beliebige erkenntnistheoretische Problem bestimmte Ergebnisse der Phänomenologie voraussetzt.

Angesichts dieses ihres grundlegenden Charakters wird es zweckmäßig sein, in der Phänomenologie jede Behauptung erkenntnistheore-

tischer Art zu vermeiden. Der einzige Gegenstand, mit dem sich die Phänomenologie beschäftigt, ist das Bewußtsein und die Bewußtseinsinhalte, die es in sich bei der Rückkehr zu sich selber findet. Indem sich unsre Aussagen auf diese beschränken, scheinen wir uns in der Phänomenologie auf einen Standpunkt zu stellen, der dem von den *Positivisten* eingenommenen Standpunkt sehr nahe ist. Denn auch für den Positivisten gibt es nur das « Gegebene » (wobei er überdies meist die Rolle des Bewußtseins verkennt und nur die Bewußtseinsinhalte berücksichtigt).

Es muß deshalb darauf hingewiesen werden, daß wir die Phänomenologie nur als eine erste Etappe auf dem Wege des systematischen Aufbaues der Philosophie ansehen; infolgedessen muß auch der in ihr eingenommene Standpunkt als *vorläufig* angesehen werden. Er ist ein *methodischer Ausgangspunkt*, der später durch den von der Erkenntnistheorie gerechtfertigten Standpunkt (und das ist u. E. der Standpunkt des *Realismus*) zu ersetzen ist. Der Positivist lehnt hingegen die erkenntnistheoretische Fragestellung von vornherein ab; darum betrachtet er seinen Standpunkt als endgültig.

Will man den von uns in der Phänomenologie eingenommenen Standpunkt überhaupt als Positivismus bezeichnen, so dürfte es sich zur Vermeidung von Mißverständnissen empfehlen, ihn genauer als den Standpunkt des « *methodischen Positivismus* » zu bezeichnen.

II. Was ist Erfahrung?

5. Das Bewußtsein und seine Zustände. Indem das Bewußtsein zu sich selber zurückkehrt, erkennt es, daß es *eines* ist in der Verschiedenheit seiner Zustände. Wir werden in **11 a** sehen, daß diese Zustände in jener eigenartigen Weise geordnet sind, welche wir als *zeitlich* bezeichnen: sie sind nach « früher » und « später » geordnet.

In jedem seiner Zustände ist das Bewußtsein von einem bestimmten für diesen Zustand kennzeichnenden Inhalt erfüllt, welchen wir *Bewußtseinsinhalt* nennen. Sobald wir darangehen, ihn zu analysieren, erkennen wir seine komplexe Natur. Er enthält u. a. das, was man als *Wahrnehmung*, was man als Vorstellung und was man als Gefühl bezeichnet. Für die Zwecke, die wir in unsrer Arbeit verfolgen, ist vor allem der Umstand von Bedeutung, daß sich der Wahrnehmungsinhalt von allem andern, was das Bewußtsein in einem seiner Zustände erfüllt, scharf unterscheidet. Wir haben uns nun mit den kennzeichnenden Merkmalen des Wahrnehmungsinhaltes zu beschäftigen.

6. Der Wahrnehmungsinhalt. Es ist nicht ganz leicht, anzugeben, worin die kennzeichnenden Merkmale des Wahrnehmungsinhaltes bestehen. In der *Erkenntnistheorie* wird die These formuliert, daß unser Bewußtsein in den Wahrnehmungsinhalten eine ihm fremde und unabhängig von seiner Aktivität bestehende Realität (die sog. *reale Außenwelt*) erreicht. Diese These überschreitet den Rahmen einer *phänomenologischen Beschreibung*; aber letztere liefert, indem sie die kennzeichnenden Merkmale des Wahrnehmungsinhaltes angibt, die Grundlage jener erkenntnistheoretischen These.

Eine nähere Analyse zeigt, daß diese Merkmale in Folgendem bestehen: Ein bestimmter Wahrnehmungsinhalt ist vollständig *unabhängig* von andern Wahrnehmungsinhalten. Unter dieser Unabhängigkeit ist zu verstehen, daß das Bewußtsein einen bestimmten Wahrnehmungsinhalt zu erfassen imstande ist, ohne daß es dabei andre Wahrnehmungsinhalte implizit oder explizit erfaßt. Diese Unabhängigkeit wird also für das *Erfassen* der Wahrnehmungsinhalte, nicht aber für deren Auftreten behauptet. Es ist damit also in keiner Weise ausgeschlossen, daß bestimmte Regelmäßigkeiten für das Auftreten von Wahrnehmungsinhalten (bzw. deren Teilinhalten) gelten.

Daß in dieser Eigenschaft etwas für die Wahrnehmungsinhalte kennzeichnendes vorliegt, wird uns sofort klar, wenn wir folgendes bedenken:

1. Wird ein bestimmter Begriffsinhalt erfaßt, so wird damit notwendigerweise implizit das gesamte System der Begriffsinhalte mit-erfaßt.

2. Die Vorstellungen werden stets nur in Abhängigkeit zu Wahrnehmungsinhalten oder Begriffsinhalten gebildet, und werden darum nicht unabhängig von diesen erfaßt.

Was für die Wahrnehmungsinhalte gilt, gilt auch für deren *Teile*. Auch diese werden unabhängig voneinander erfaßt; wir können noch weiter gehen und sagen, daß es gar nicht möglich ist, die Teile in einer inneren Einheit zu erfassen: *die Teile schließen einander aus*, sie bilden ein, auf keine innere Einheit zurückführbares *Nebeneinander*.

Es liegt in der Natur der Sache, daß unsre Ausführungen weder auf Vollständigkeit, noch auf Endgültigkeit Anspruch erheben können. Doch glauben wir in ihnen die Kriterien, nach welchen die *Erkennung* der Wahrnehmungsinhalte und deren *Unterscheidung* von allem, was nicht Wahrnehmungsinhalt ist, erfolgt, wiedergegeben zu haben. Die Erkennung von Wahrnehmungsinhalten und deren Unterscheidung von

andern Bestandteilen der Bewußtseinsinhalte ist dem Bewußtsein im allgemeinen möglich : es *weiß*, ob ein bestimmter Bewußtseinsinhalt Wahrnehmungsinhalt ist oder nicht.

7. Die Erfahrung. Da wir im folgenden zeigen konnten, woran man einen Wahrnehmungsinhalt erkennt, können wir nunmehr die Erfahrung definieren. Die Definition, die wir geben, ist sehr einfach : *Erfahrung ist die Gesamtheit der Wahrnehmungsinhalte.*

Über die so definierte Erfahrung können wir unmittelbar *zwei grundlegende Behauptungen* machen, nämlich :

1. Die Erfahrung existiert (es gibt Erfahrung).
2. Die Erfahrung hat einen bestimmten Inhalt, den konkreten Erfahrungsinhalt.

Damit die erste unsrer Behauptungen nicht mißverstanden wird, müssen wir hinzufügen, was wir in der *Phänomenologie* unter Existenz zu verstehen haben. Zunächst stellen wir negativ fest, daß wir in der Phänomenologie dem Worte « Existenz » *keinen metaphysischen Sinn* beilegen dürfen ; denn das, was die Metaphysik über das « Sein » aussagt, ist erst auf Grund der Erkenntnistheorie möglich, darf also in der Phänomenologie nicht behauptet werden.

Im Gegensatz zu manchen modernen Bestrebungen, welche der « Existenz » jede Bedeutung absprechen wollen (z. B. der Wiener Schule) stellen wir fest, daß man der « Existenz » schon in der Phänomenologie einen *positiven* Sinn geben kann, nämlich : Existenz bedeutet *Erreichbarkeit durch das Bewußtsein* (Vorhandensein gegenüber der Reflexion). In diesem Sinne dürfen wir in der Phänomenologie vom Bewußtsein sagen, daß es existiert, denn es kann durch das Bewußtsein selber erreicht werden ; ebenso dürfen wir sagen, daß die Wahrnehmungsinhalte existieren, denn auch diese werden vom Bewußtsein bei der Reflexion erreicht.

Auch in diesem Sinne verstanden, erweist sich die Existenz als etwas vom Inhalt vollkommen unabhängiges, auf diesen in keiner Weise zurückführbares. Darum mußten wir oben über die Erfahrung die beiden grundlegenden Behauptungen machen ; da es stets die Erfahrung mit einem bestimmten Inhalt ist, deren Existenz wir behaupten, so ist es gestattet, die erste der beiden Behauptungen auch folgendermaßen zu formulieren :

Der Erfahrungsinhalt existiert.

Diese Formulierung hat den Vorzug, daß sie gestattet, die Existenz

auch von allen Teilen des Erfahrungsinhaltes auszusagen. Diese Möglichkeit ist für die Darstellung der Erfahrung durch Sätze von Bedeutung. Da nämlich der einzelne Satz nicht den Erfahrungsinhalt darstellt, sondern nur einen bestimmten Teilinhalt (z. B. das Bestehen einer Relation), so ist es notwendig, eben von diesem Teilinhalt — und nur von ihm — die Existenz auszusagen.

8. Der subjektive Charakter der Erfahrung. Wie wir gesehen haben, bedeutet in der Phänomenologie Existenz soviel wie Erreichbarkeit durch das Bewußtsein. Infolgedessen dürfen wir in der Phänomenologie die Existenz nur von dem behaupten, was das Bewußtsein erreicht. Aus dieser Beschränkung folgt der *subjektive Charakter der Erfahrung*, an dem wir festhalten müssen, solange wir auf dem phänomenologischen Standpunkt bleiben.

In der Tat, ich kenne nur mein *eigenes* Bewußtsein. Ob es außer meinem Bewußtsein noch ein anderes gibt, ob es außer meiner Erfahrung noch die Erfahrung eines andern Bewußtseins gibt, darüber weiß ich — sobald ich mich auf den Standpunkt der Phänomenologie stelle — *nichts*.

Darum gilt alles, was ich in den folgenden Ausführungen über die Erfahrung sage, nur von *meiner* Erfahrung; ebenso kann ich nur meine eigene Erfahrung in Sätzen darstellen. Auch Sätze, die nicht von mir selber aufgestellt sind, kann ich nur dadurch als wahr oder falsch erkennen, daß ich sie mit meiner eigenen Erfahrung vergleiche. Ob die von andern aufgestellten Sätze eine Darstellung von deren Erfahrung sind, ist eine Frage, auf die es vom phänomenologischen Standpunkt aus keine Antwort gibt.

Wir kommen damit zu dem Ergebnis, daß die Erfahrung als Grundlage der Wissenschaft *streng subjektiv* ist. Dennoch beansprucht die Wissenschaft, daß ihre Sätze *intersubjektiv gelten*, d. h. für jedes beliebige Subjekt. Dieser Ausspruch ist nur sinnvoll, wenn die beiden folgenden Voraussetzungen gemacht werden dürfen:

1. Nicht nur ich, sondern alle Menschen haben Wahrnehmungserlebnisse.

2. Es ist möglich, die Wahrnehmungserlebnisse verschiedener Menschen miteinander zu vergleichen.

In Bezug auf die Rechtfertigung dieser beiden Behauptungen ist zu sagen, daß sie *praktisch* gerechtfertigt sind durch den erfolgreichen Aufbau einer intersubjektiven Wissenschaft (streng genommen sind

sie sogar schon durch die Möglichkeit einer intersubjektiven Sprache gerechtfertigt).

Der Philosoph kann sich aber damit nicht zufrieden geben, sondern er trachtet diese Behauptungen, ausgehend von seinen erkenntnistheoretischen und metaphysischen Thesen, zu *begründen*. Es würde den Rahmen der vorliegenden Untersuchung überschreiten, wenn wir hierauf eingehen wollten.

Dagegen wollen wir sehen, auf welche Weise die Vergleichbarkeit der Wahrnehmungsinhalte verschiedener Menschen zustandekommt. Ein unmittelbarer Vergleich ist ja nicht möglich, da mir die Wahrnehmungsinhalte anderer Menschen nicht zugänglich sind; wohl aber ist ein *mittelbarer* Vergleich möglich, und zwar dadurch, daß wir die Wahrnehmungserlebnisse auf die *Dingwelt* beziehen.

9. Die Dingwelt und der intersubjektive Charakter der Wissenschaft.

Im täglichen Leben sind wir der Auffassung, daß wir in den Wahrnehmungsinhalten Dinge einer unabhängig von uns bestehenden Außenwelt wahrnehmen. Die Wissenschaft folgt diesem Gesichtspunkt des täglichen Lebens und ist bestrebt, von *Sätzen über die Erfahrung* zu *Sätzen über die Dinge* zu gelangen. Die wissenschaftlichen Sätze beziehen sich im Allgemeinen darum nicht auf die Erfahrung, sondern auf die *Welt der Dinge*.

Das Verfahren, durch welches die Wissenschaft zu ihren Sätzen über die Dingwelt gelangt, ist das Verfahren einer *konstruktiven Erweiterung*, d. h. es werden auf Grund vorliegender *Sätze über die Erfahrung* nach bestimmten Gesichtspunkten Sätze über Dinge behauptet, die in ihrem Gehalt über die vorliegenden *Sätze über die Erfahrung* hinausgehen. Gegenüber Mißverständnissen sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß nicht nur die universellen Sätze der Wissenschaft, sondern schon die singulären Aussagen der Wissenschaft über die Dingwelt in ihrem Gehalt über die vorliegenden *Sätze über die Erfahrung* hinausgehen.

Es ist nun ein glücklicher Umstand, daß die verschiedensten Menschen zu übereinstimmenden Aussagen über die Dingwelt gelangen. Es sind also intersubjektiv gültige Aussagen über die Dingwelt möglich. Dieser Umstand ist auch in Einklang mit der Vorstellung, daß es eben Dinge unabhängig von den sie wahrnehmenden Menschen *gibt* und daß die verschiedenen Subjekte von diesen Dingen durch Wahrnehmung Kunde erhalten. Die Wissenschaft geht also im Sinne eines *Realismus*

vor, und gelangt durch dieses, ihr Vorgehen, zu intersubjektiven Aussagen über die Dingwelt.

Von unsrem phänomenologischen Standpunkt jedoch dürfen wir diese realistische Voraussetzung *nicht* machen: wir haben darum einfach festzustellen, daß die Wissenschaft in bestimmter Weise zu Sätzen über Dinge gelangt, und zwar zu intersubjektiv gültigen Sätzen. Man kann dieses Verfahren rein logisch analysieren, ohne dabei die realistische These vorauszusetzen. Freilich, der Erfolg dieses Verfahrens — eben der Aufbau einer intersubjektiven Wissenschaft — wird am leichtesten verständlich, wenn wir die realistische These annehmen. Somit kann man sagen, daß der erfolgreiche Aufbau einer intersubjektiven Wissenschaft die realistische These nahelegt. Doch kann sich der Philosoph damit nicht begnügen, sondern er muß unabhängig von diesem Erfolg trachten, den Realismus erkenntnistheoretisch zu begründen; er wird damit zu einer Begründung geführt, die unabhängig und *vor* aller Erfahrungswissenschaft gilt.

Wir werden uns in der vorliegenden Arbeit mit Aussagen über die Dingwelt nicht zu beschäftigen haben. Uns interessieren von den Aussagen der Wissenschaft nur jene, welche sich auf die Erfahrung selber beziehen; es sind dies die sog. *phänomenalen Sätze*. Auf sie werden wir am Schlusse der vorliegenden Arbeit zurückkommen.

III. Die Struktur des Erfahrungsinhaltes.

10. Übersicht. Als allgemeines Merkmal des Erfahrungsinhaltes haben wir eine *Struktur* bestimmter Art anzusehen; sie besteht in Folgendem:

Im Erfahrungsinhalt lassen sich einzelne *Phänomene* unterscheiden, zwischen denen *Relationen* bestehen. Die Relationen lassen sich in zwei Klassen einteilen, nämlich in:

- a) *raum-zeitliche Relationen*,
- b) *Vergleichsrelationen*.

Die raum-zeitlichen Relationen sind Ausdruck des raum-zeitlichen Charakters der Erfahrung, d. h. des Umstandes, daß die einzelnen Phänomene in eine Ordnung hineingestellt sind, welche alle Phänomene umfaßt. Die Vergleichsrelationen sind Ausdruck einer unmittelbaren Vergleichbarkeit, welche zwischen den Phänomenen — und zwar unabhängig von deren gegenseitiger Beziehung in der raum-zeitlichen Ordnung — besteht.

11. Die raum-zeitliche Ordnung. Der raum-zeitliche Charakter der Erfahrung ist eine unmittelbar erlebte *Tatsache*. Er kommt dadurch zustande, daß die zu den in zeitlicher Ordnung aufeinanderfolgenden Bewußtseinszuständen gehörigen Wahrnehmungsinhalte räumlich geordnet sind, und zwar derart, daß die räumliche Ordnung allen Wahrnehmungsinhalten gemeinsam ist.

a. Die *Zeit* (eigentlich müßten wir « phänomenale Zeit » sagen, um sie von der « Zeit der Dingwelt » zu unterscheiden) ist eine eigenartige asymmetrische Ordnung der Bewußtseinszustände, welche auf der *Nichtumkehrbarkeit der reflexiven Rückkehr* des Bewußtseins zu sich selber beruht. Unter dieser Nichtumkehrbarkeit haben wir folgendes zu verstehen :

Befindet sich das Bewußtsein in einem bestimmten seiner Zustände, den wir *a* nennen wollen, so gibt es Zustände, die das Bewußtsein durch reflexive Rückkehr zu sich selber finden kann, und solche, die es auf diese Weise nicht finden kann. Sei *b* ein Zustand, den das Bewußtsein, das sich in *a* befindet, durch reflexive Rückkehr zu sich selber finden kann, so ist es dem Bewußtsein, sobald es sich im Zustand *b* befindet, unmöglich, durch reflexive Rückkehr zu sich selber den Zustand *a* zu finden.

Wir können nunmehr definieren : Von zwei Zuständen *a* und *b* heißt « *a* später als *b* » (also « *b* früher als *a* »), falls es dem Bewußtsein, sobald es sich im Zustand *a* befindet, möglich ist, durch reflexive Rückkehr zu sich selber *b* zu erreichen. Infolge der Nichtumkehrbarkeit sind *a* und *b*, daher auch « früher » und « später » nicht vertauschbar.

Die Unvertauschbarkeit von « früher » und « später » ist ein grundlegendes Merkmal einer Ordnung, die wir als *Zeit* bezeichnen. Es kommt jedoch noch ein zweites Merkmal hinzu, nämlich das *Fort-schreiten der Gegenwart* in der Richtung der Zukunft. Als Gegenwart bezeichnen wir jenen Zustand, in welchem sich das Bewußtsein befindet, als Vergangenheit alle diejenigen Zustände, die das Bewußtsein durch reflexive Rückkehr zu sich selber erreichen kann, als Zukunft alle übrigen — durch reflexive Rückkehr unerreichbaren — Zustände. Jenes zweite Merkmal läßt sich auch folgendermaßen beschreiben :

Sämtliche Zustände des Bewußtseins lassen sich in eine lineare Reihe ordnen, deren beide Richtungen als früher und später unterschieden sind. Für die Beziehung des früher (bzw. später) gilt die Transitivität, d. h. ist *a* früher als *b* und *b* früher als *c*, so ist *a* früher als *c*.

Das Fortschreiten der Gegenwart in der Richtung der Zukunft kann als eine fortschreitende Synthese der Bewußtseinszustände angesehen werden, indem immer neue Zustände zu den bereits Vergangenheit gewordenen (also in die Synthese einbezogenen) Bewußtseinszuständen hinzutreten.

So kommt es zu jener Ordnung, welche wir als (phänomenale) Zeit bezeichnen. Sie ist eines der auffallendsten Merkmale des Bewußtseins. Auf die schwierige Frage, ob die einzelnen Zustände des Bewußtseins eine diskrete Folge bilden oder ob sie kontinuierlich ineinander übergehen, kann ich in der vorliegenden Arbeit nicht eingehen.

b. Der *Raum* (auch hier sollten wir besser « phänomenaler Raum » sagen, um ihn vom « Raum der Dingwelt » zu unterscheiden) ist eine den einzelnen Wahrnehmungsinhalten, welche zu den einzelnen Bewußtseinszuständen gehören, gemeinsame innere Struktur. Betrachten wir zunächst den zu einem bestimmten Bewußtseinszustand gehörigen Wahrnehmungsinhalt. Wir sehen in ihm eine bestimmte innere Struktur, indem in ihm einzelne Phänomene auftreten, zwischen denen Relationen bestehen. In ihrer Gesamtheit bilden diese Relationen eine *Ordnung*; und diese ist es, welche wir als Raum bezeichnen. In dieser Ordnung nimmt jedes Phänomen einen bestimmten *Platz* ein, der — relativ zu den von den andern Phänomenen eingenommenen Plätzen — eindeutig durch die räumlichen Relationen zwischen dem betrachteten Phänomen und diesen letzteren bestimmt ist.

Aber nicht nur dadurch sind die Phänomene Glieder der räumlichen Ordnung, daß sie in dieser bestimmte Plätze einnehmen; sie sind außerdem in sich selber räumlich, sie sind — wie man es nennt — *ausgedehmt*, d. h. sie enthalten in sich selber Teile der räumlichen Ordnung. Jenen Teil der räumlichen Ordnung, den ein bestimmtes Phänomen in sich enthält, bezeichnen wir als dessen *räumliche Gestalt*.

Es gibt eine *atomistische Auffassung des Raumes*, welche behauptet, daß wir die räumliche Gestalt eines Phänomens aus den einzelnen Wahrnehmungselementen — welche letztere allein von uns unmittelbar erlebt werden — zusammensetzen; auf analoge Weise soll dann auch die räumliche Ordnung des gesamten Wahrnehmungsinhaltes entstehen, indem wir die einzelnen Wahrnehmungselemente zusammensetzen. Wir *lehnen diese Auffassung ab*, denn wir sind der Meinung, daß uns in den Wahrnehmungsinhalten der *Raum* als solcher, mit den *Gestalten* der einzelnen Phänomene als seinen — durch die räumlichen Relationen zwischen den Phänomenen — *zugeordneten Gliedern gegeben* ist.

Auch sind wir der Meinung, daß uns die Gestalten nicht flächenhaft, sondern wahrhaft räumlich, d. h. als Glieder einer dreidimensionalen Ordnung gegeben sind.

Es sei betont, daß sich diese unsre Ausführungen auf den phänomenalen Raum beziehen; der *metrische* Raum, mit welchem es die Geometrie zu tun hat, steht u. E. wohl mit dem phänomenalen Raum in einer bestimmten Beziehung, ist aber diesem nicht unmittelbar gleichzusetzen. Eine Untersuchung des Raumproblems müßte sich in erster Linie mit dem Zusammenhang zwischen dem phänomenalen und dem metrischen Raum beschäftigen; doch liegt eine solche Untersuchung außerhalb des Rahmens der vorliegenden Arbeit.

Die innere Struktur des Wahrnehmungsinhaltes entsteht nun dadurch, daß einerseits die *Phänomene* durch die zwischen ihnen bestehenden räumlichen Relationen untereinander *verknüpft* sind, andererseits die einzelnen räumlichen *Relationen* dadurch, daß *ein und dasselbe Phänomen als Term in verschiedenen Relationen* auftritt. So entsteht gewissermaßen ein *Netz*, das für den betreffenden Wahrnehmungsinhalt kennzeichnend ist.

* Es wäre nun denkbar, daß die inneren Strukturen der verschiedenen Wahrnehmungsinhalte untereinander unvergleichbar wären. Dies ist jedoch nicht der Fall. Dem Bewußtsein, das sich in einem bestimmten Zustand befindet, ist eine bestimmte Struktur des zu diesem Zustand gehörigen Wahrnehmungsinhaltes gegeben. Mit dieser Struktur kann es aber die Strukturen aller jener Wahrnehmungsinhalte vergleichen, die es durch reflexive Rückkehr zu sich selber zu erreichen imstande ist. Infolgedessen sind die Strukturen der einzelnen Wahrnehmungsinhalte nur *verschiedene Arten*, die Phänomene räumlich zu ordnen; aber die Ordnung selber erfolgt *in einem und demselben Raum*, der also allen Wahrnehmungsinhalten gemeinsam ist. Es gibt somit nur *einen* phänomenalen Raum.

c. Die *raum-zeitliche Ordnung* der Erfahrung entsteht nun dadurch, daß die Wahrnehmungsinhalte — denen die räumliche Ordnung gemeinsam ist — in zeitlicher Ordnung aufeinanderfolgen. Da der Raum allen Wahrnehmungsinhalten gemeinsam ist, so hat es einen Sinn, von räumlichen Relationen zwischen den Phänomenen, die in verschiedenen Wahrnehmungsinhalten auftreten, zu sprechen. Aber zwischen solchen Phänomenen bestehen auch zeitliche Relationen. Denn ein Wahrnehmungsinhalt ist entweder früher oder später als ein anderer Wahrnehmungsinhalt, je nach der zeitlichen Folge der

Bewußtseinszustände, zu denen diese Wahrnehmungsinhalte gehören ; dasselbe gilt dann für die in ihnen vorkommenden Phänomene. Alle diejenigen Phänomene, welche zu demselben Wahrnehmungsinhalt gehören, heißen *gleichzeitig* (wobei dieses Wort natürlich in phänomenalem und nicht in physikalischem Sinn zu verstehen ist).

Indem die zeitlichen Relationen zu den räumlichen Relationen zwischen den Phänomenen hinzutreten, entstehen raum-zeitliche Relationen zwischen den Phänomenen. Diese sind als Ausdruck einer alle Phänomene umfassenden raum-zeitlichen Ordnung anzusehen.

12. Die Vergleichsrelationen. Die Vergleichsrelationen sind — wie schon der von uns gewählte Name sagt — Ausdruck der *Vergleichbarkeit* (Identifizierbarkeit) der Phänomene. Wir haben schon in **10** gesagt, daß die Vergleichbarkeit zwischen Phänomenen unabhängig von deren gegenseitiger Beziehung in Raum und Zeit besteht. Der Vergleich der Phänomene erfolgt nach zwei verschiedenen — und voneinander unabhängigen — Gesichtspunkten, nämlich nach dem Gesichtspunkt der *räumlichen Gestalt* (vgl. hierzu **11 a**) und nach dem Gesichtspunkt der *qualitativen Beschaffenheit*. Wir betrachten es als eine unmittelbar erlebte Tatsache, daß jedes Phänomen räumliche Gestalt und qualitative Beschaffenheit aufweist, und daß sich sowohl die räumlichen Gestalten als auch die qualitativen Beschaffenheiten der voneinander in Raum und Zeit unterschiedenen Phänomene miteinander vergleichen lassen. Während wir in **11 a** eine Erklärung geben konnten, was unter räumlicher Gestalt zu verstehen ist, ist solches für die qualitative Beschaffenheit (wir wollen kürzer « Qualität » sagen) nicht möglich. Was *Qualität* ist, ist nicht erklärbar, wohl aber ist es *unmittelbar erlebbar*.

Wird der Vergleich der Qualitäten oder Gestalten (so sagen wir kürzer statt « räumliche Gestalt ») durchgeführt, so zeigt es sich, daß bestimmte Phänomene mit bestimmten andern Phänomenen — sei es in Bezug auf die Gestalt, sei es in Bezug auf die Qualität — *identifizierbar* sind. Im allgemeinen ist ein bestimmtes Phänomen in Bezug auf die Qualität nicht mit denselben Phänomenen identifizierbar, mit denen es in Bezug auf die Gestalt identifizierbar ist. Als Beispiel solcher Identifikationen diene : (a) die Identifikation eines Phänomens mit andern Phänomenen in Bezug auf die Qualität « rot » ; (b) die Identifikation eines Phänomens mit andern Phänomenen in Bezug auf die Gestalt « Kreis ».

Indem wir nun alle Phänomenen zusammenfassen, die sich — sei es in Bezug auf die Gestalt, sei es in Bezug auf die Qualität — identifizieren lassen, entstehen *Gruppen von Phänomenen*. Eine solche Gruppe ist in keiner Weise abgeschlossen, sondern es ist stets möglich, daß wir in weiteren, bisher noch nicht erlebten Wahrnehmungsinhalten Phänomene finden, welche sich mit den untereinander schon identifizierten Phänomenen einer bestimmten Gruppe ebenfalls identifizieren lassen. Die Zahl der Phänomene, welche sich untereinander identifizieren lassen, ist somit grundsätzlich *unbeschränkt*. Eine und dieselbe räumliche Gestalt, eine und dieselbe qualitative Beschaffenheit kann an beliebig vielen einzelnen Phänomenen auftreten. Sie ist etwas *allgemeines*, im Gegensatz zu den konkret-einmaligen Phänomenen. Man bezeichnet darum die Qualitäten und die Gestalten als *Universalien* und stellt ihnen die einzelnen Phänomene als Individualien gegenüber. Es sei bemerkt, daß wir die « phänomenalen » Individualien und Universalien, mit denen wir es hier zu tun haben, wohl zu unterscheiden haben von den « Individualien und Universalien der Dingwelt ».

13. Zusammenfassung. Indem wir das in 11 und 12 Gesagte zusammenfassen, können wir die Struktur der Erfahrung kurz folgendermaßen beschreiben: Es gibt eine *raum-zeitliche Ordnung*; in ihr hat jedes Phänomen seinen bestimmten Platz, der eindeutig festgelegt ist durch die Gesamtheit seiner raum-zeitlichen Relationen zu andern Phänomenen. Ferner bestehen Relationen zwischen den einzelnen Phänomenen infolge der *Vergleichbarkeit* ihrer räumlichen Gestalten und qualitativen Beschaffenheiten. Die Vergleichbarkeit wird durch die Vergleichsrelationen ausgedrückt; sie besteht unabhängig von der gegenseitigen raum-zeitlichen Beziehung zwischen den Phänomenen.

14. Bemerkung zum Universalienproblem. Obwohl das Universalienproblem den Standpunkt der Phänomenologie überschreitet, so ist doch schon in der *Phänomenologie* eine bestimmte *Stellungnahme* zu diesem Problem möglich und erforderlich. Denn von dieser Stellungnahme hängt die weitere Behandlung dieses Problems in der Erkenntnistheorie ab. Leider müssen wir uns in der vorliegenden Arbeit mit einer kurzen Bemerkung begnügen; aber diese Bemerkung halte ich — trotz ihrer Kürze — für wichtig.

In der Phänomenologie handelt es sich selbstverständlich *nicht* um eine Frage nach dem « *fundamentum in re* » der Universalien, sondern um die Frage nach der *Grundlage der Identifizierbarkeit* der

Phänomene. Aber schon in Bezug auf diese Frage lassen sich die beiden Standpunkte unterscheiden, die in weiterer Verfolgung — in der Erkenntnistheorie — zu den im Mittelalter *Realismus* und *Nominalismus* genannten Standpunkten führen. Dies berechtigt uns, auch schon in der Phänomenologie die Bezeichnungen Realismus und Nominalismus (vielleicht wäre es besser « phänomenaler » Realismus und Nominalismus zu sagen) zu verwenden.

1. Der *Realismus* behauptet, daß wir von jedem Phänomen ein unmittelbares, nicht weiter zurückführbares Wissen haben, welches wir als « Bedeutungswissen » bezeichnen wollen. Die *Bedeutung* des Phänomens, auf die sich jenes Wissen bezieht, läßt sich zerlegen in die Bedeutung einer Qualität und die Bedeutung einer Gestalt. Der Realismus behauptet nun, daß es unmittelbar einsichtig ist, daß wir dieselbe Qualität, bzw. dieselbe Gestalt in der Bedeutung verschiedener Phänomene vorfinden ; und dies sei die Grundlage der Identifizierung.

2. Der *Nominalismus* leugnet — wenn schon nicht immer das Bedeutungswissen selber — so doch dessen Unmittelbarkeit und Unzurückführbarkeit. Für ihn sind die *Vergleichsrelationen* das *Erste* ; indem wir die Phänomene zusammenfassen, entsteht der Eindruck von etwas Gemeinsamem (das wir als Qualität oder Gestalt bezeichnen). Aber von der Qualität oder von der Gestalt eines einzelnen Phänomens zu sprechen, ist nach Auffassung des Nominalismus sinnlos.

Schon in unsren bisherigen Ausführungen haben wir uns in unsrer Ausdrucksweise dem Standpunkt des Realismus angeschlossen. So sagten wir z. B. « daß jedes Phänomen räumliche Gestalt und qualitative Beschaffenheit aufweist ». In dieser unsrer Ausdrucksweise ist schon unsre Stellungnahme für den Realismus implizit enthalten.

Wir nehmen aber auch explizit Stellung für den Realismus, indem wir es als eine auf *reflexivem* Wege gefundene *Erkenntnis* ansehen, daß wir ein *Bedeutungswissen* um die Phänomene haben. Ebenso kennen wir in letzter — nicht weiter zurückführbarer — Weise die Bedeutung der Universalien (z. B. der Qualität « rot » oder der Gestalt « Kreis »), und diese Bedeutung ist nichts anderes als das, was durch den *Inhalt* eines Begriffes ausgedrückt wird.

IV. Das System der Bedeutungen.

15. Problemstellung. Die raum-zeitlichen Relationen zwischen den Phänomenen sind Ausdruck einer *einheitlichen*, alle Phänomene umfassenden *raum-zeitlichen Ordnung*. Die Vergleichsrelationen fassen

die Phänomene zu Gruppen zusammen, derart, daß sich eine bestimmte Bedeutung (Qualität oder Gestalt) in der Bedeutung aller zu einer Gruppe zusammengefaßten Phänomene vorfindet. Es lassen sich also ebensoviele solcher Gruppen aufstellen, als es Qualitäten und Gestalten gibt.

Man kann nun, veranlaßt durch das Bestehen einer einheitlichen raum-zeitlichen Ordnung, die Frage aufwerfen, ob denn jene Gruppen von Phänomenen etwas letztes seien, zwischen denen weiter keine Beziehungen bestehen, oder ob diese Gruppen selber Teile eines einheitlichen Systems sind. Da jede dieser Gruppen durch ein bestimmtes Universale (d. h. durch eine universelle Bedeutung) gekennzeichnet ist, so kommt unsre Frage auf die folgende Frage hinaus: *Sind die universellen Bedeutungen (Qualitäten und Gestalten) etwas Letztes, oder besteht zwischen ihnen ein systematischer Zusammenhang?*

Wir werden in den folgenden Ausführungen zeigen, daß ein solcher Zusammenhang besteht. Er ist jedoch von ziemlich komplizierter Art. Vor allem haben wir es — sobald wir von den Bedeutungen der Phänomene selber ausgehen — mit einem *Doppelsystem* zu tun: in den Bedeutungen der Phänomene haben wir Qualitäten und Gestalten zu unterscheiden; es gibt ein System der Qualitäten und ein System der Gestalten, und beide Systeme sind von einander unabhängig. Ferner haben wir in jedem dieser Systeme zwei verschiedene Stufen zu unterscheiden: auf der ersten Stufe werden die Bedeutungen der Phänomene dadurch geordnet, daß sich in ihnen dasselbe Universale findet; auf der zweiten Stufe erfolgt die weitere Zusammenfassung der oben erwähnten Gruppen auf Grund des systematischen Zusammenhangs, der zwischen den Universalien besteht.

16. Die erste Stufe: identische und typische Gleichheit. Wir haben schon früher gesagt, daß sich ein bestimmtes Universale an einer großen — grundsätzlich unbegrenzten — Zahl von Phänomenen findet. Auf Grund dessen, was wir über das *Bedeutungswissen* sagten, haben wir diese unsre Behauptung nunmehr zu formulieren: ein bestimmtes Universale findet sich in den Bedeutungen einer großen — grundsätzlich unbegrenzten — Zahl von Phänomenen. (Wir gebrauchen also das Wort « Universale » in dem Sinn, daß es eine Bedeutung *ist*, nicht eine Bedeutung *hat*). Es ist nun entweder denkbar, daß wir dasselbe Universale in den Bedeutungen verschiedener Phänomene auch in *gleicher* Weise finden, oder aber in *verschiedener* Weise. Im ersten Fall sind die Bedeutungen — soweit sie Gestalt sind, bzw. so-

weit sie Qualität sind — vollkommen gleich, wir sprechen von *identischer Gleichheit* der Phänomene in Bezug auf das Universale; im zweiten Falle sind sie ungleich, aber doch nicht schlechthin ungleich, sondern in diesen Bedeutungen ist dasselbe Universale in verschiedener Weise ausgedrückt. In diesem Falle nennen wir die Phänomene *typisch gleich* in Bezug auf das betreffende Universale.

Es zeigt sich nun, daß die *Qualitäten* in sämtlichen Bedeutungen von Phänomenen, in denen sie auftreten, sich in *gleicher* Weise wiederfinden; dagegen tritt dieselbe *Gestalt* in den Bedeutungen verschiedener Phänomene in verschiedener Weise auf: wir haben es also mit *typischer Gleichheit* zu tun. In den Bedeutungen der einzelnen Phänomene finden wir einen mehr oder weniger vollkommenen Ausdruck der als Universalien anzusehenden Gestalten, während diese selber *nicht* in den Bedeutungen vorkommen. Wir nennen darum die Universalien «ideale Gestalten» oder auch *Typen*. Obwohl sie in den konkreten Bedeutungen der Phänomene nicht vorkommen, haben wir doch ein *unmittelbar anschauliches Wissen* um sie, ein Wissen, welches über ihre konkreten Ausprägungen bis zu ihnen durchdringt. So wissen wir — und zwar unmittelbar anschaulich — was ein «idealer Kreis» oder ein «ideales Rechteck» ist. Dieses Wissen hat nichts zu tun mit einer geometrischen Definition; es ist unabhängig von dieser, ja es ist — wie wir glauben — die notwendige Voraussetzung der Geometrie. In der Tatsache jedoch, daß sich gerade für die anschaulichen idealen Gestalten einfache geometrische Definitionen geben lassen, zeigt sich u. E. ein bestimmter Zusammenhang zwischen dem phänomenalen Raum und dem von der Geometrie behandelten metrischen Raum; doch kann ich hier auf diesen Zusammenhang nicht eingehen.

In den Bedeutungen der einzelnen Phänomene finden wir — wie schon gesagt — mehr oder weniger vollkommene Ausprägungen der idealen Gestalten. Sind es Ausprägungen derselben idealen Gestalt, so werden die Phänomene nach «typischer Gleichheit» identifiziert.

17. Die zweite Stufe. Es ist zweckmäßig, auf der zweiten Stufe das System der Qualitäten und das System der Gestalten getrennt zu betrachten.

a. Das System der Qualitäten. Das System der Qualitäten wird gewöhnlich in der «Psychologie der Sinneswahrnehmungen» untersucht. Es zeigt sich nämlich, daß die systematische Verwandtschaft der Qualitäten untereinander im Zusammenhang steht mit dem Bau

und der Funktion der Sinnesorgane. Dieser Umstand könnte dazu verleiten, das System der Qualitäten einfach als Ausdruck bestimmter physiologischer Verhältnisse anzusehen. Demgegenüber muß betont werden, daß es sich in diesem System um einen *unmittelbar erlebten Zusammenhang* der Qualitäten untereinander handelt, der zwar augenscheinlich irgendwie mit dem Bau und der Funktion der Sinnesorgane zusammenhängt, der jedoch nicht auf diese Weise erklärt werden kann. Die Frage nach der Grundlage der systematischen Verwandtschaft würde den Rahmen der Phänomenologie überschreiten; diese hat nur eine Beschreibung zu geben.

Die Qualitäten lassen sich zunächst in einzelne *Gruppen* einteilen (z. B. in Farben, in Töne). Die zu einer bestimmten Gruppe gehörigen Qualitäten sind wohl voneinander unterschieden, aber ihre Verschiedenheit ist nicht absolut, sondern es besteht zugleich eine mehr oder weniger große *Verwandtschaft* der Qualitäten untereinander. Auf Grund der größeren oder geringeren Verwandtschaft lassen sich Reihen von Qualitäten aufstellen, und zwar zeigt es sich, daß eine bestimmte Qualität im allgemeinen zu mehr als einer Reihe gehört. Es entsteht auf diese Weise eine mehrdimensionale Ordnung.

In den einzelnen Reihen sind die Qualitäten *diskontinuierlich* voneinander unterschieden, d. h. es lassen sich stets Qualitäten angeben, zwischen welchen keine Zwischenqualitäten bestehen.

b. Das System der Gestalten. Im System der Gestalten haben wir — wie schon erwähnt — die idealen Gestalten (Typen) als Universalien anzusehen. Auch zwischen den Typen bestehen verwandtschaftliche Beziehungen. Die Grundlage dieser Verwandtschaft ist das « *Anschaulich-Allgemeine* ». So wie sich nämlich in den Bedeutungen der Phänomene nicht die Typen selber finden, sondern deren mehr oder weniger vollkommene Ausprägungen, ebenso lassen sich die Typen selber als verschiedenartige Ausprägungen bestimmter « *Typen höherer Ordnung* » auffassen. Der Typus höherer Ordnung ist aber nicht mehr in derselben Weise gestalthaft anschaulich, wie der Typus erster Ordnung. Es ist der Gesichtspunkt des Allgemeinen, und zwar des Anschaulich-Allgemeinen (im Gegensatz zum Begrifflich-Allgemeinen), der uns zur Erkenntnis von Typen höherer Ordnung führt. Als Beispiel für einen Typus höherer Ordnung diene der Typus « geschlossene Kurve », der sich am vollkommensten im Typus « Kreis » ausprägt, daneben in einer weniger vollkommenen Weise im Typus « Ellipse » usw.

Während wir nur eine begrenzte Anzahl voneinander in diskonti-

nuierlicher Weise unterschiedener Qualitäten kennen, scheint für die Anzahl der voneinander unterschiedenen Gestalten keine Begrenzung zu bestehen. Eine Aufzählung ist nicht möglich, wohl aber läßt sich jede Gestalt einem bestimmten Typus höherer Ordnung zuordnen, und so in das System der Gestalten eingliedern.

18. Schlußbemerkung. Es gibt also einen *systematischen Zusammenhang zwischen den Universalien*, und infolgedessen besteht zwischen den Bedeutungen der einzelnen Phänomene über die Universalien hinweg ein innerer Zusammenhang. In der unmittelbaren Erfahrung ist dieser Zusammenhang unabhängig von den raum-zeitlichen Beziehungen zwischen den Phänomenen, und ferner ist dieser Zusammenhang ein anderer in Bezug auf die Qualitäten, und ein anderer in Bezug auf die Gestalten.

Wenn nun auch das System der Universalien als analoges Gegenstück zu der einheitlichen raum-zeitlichen Ordnung aufgefaßt werden kann, so sei doch auf einen wesentlichen Unterschied hingewiesen. Die raum-zeitlichen Relationen bestehen zwischen den Phänomenen selbst; die in **IV.** behandelten systematischen Beziehungen gelten zwischen den *Universalien*, die sich in der Bedeutung der Phänomene finden. Durch die raum-zeitlichen Relationen ist jedes Phänomen eindeutig bestimmt (nämlich durch Angabe seines Platzes in Raum und Zeit relativ zu den Plätzen anderer Phänomene). Dagegen läßt sich durch Angabe von Universalien ein bestimmtes Phänomen *nicht eindeutig* kennzeichnen.

V. Die Aussagen über den konkreten Erfahrungsinhalt.

19. Die Aussageweisen. Wir gehen nun an die Entwicklung der grundlegenden Regeln, denen die Darstellung des konkreten Erfahrungsinhaltes zu folgen hat. Wir haben früher (in **7**) zwischen der Existenz und dem Inhalt der Erfahrung unterschieden. Der Inhalt zeigt eine bestimmte Struktur, indem zwischen einzelnen Phänomenen Relationen bestehen; ferner haben wir ein unmittelbares Wissen um die Bedeutung eines Phänomens. Es sind also zwei Dinge, welche eine Darstellung des Erfahrungsinhaltes zum Ausdruck bringen muß: *Bedeutung* der Phänomene und *Relationen* zwischen den Phänomenen. Da wir ferner die *Existenz* des Erfahrungsinhaltes aussagen, so muß auch von allem, was dargestellt wird — soll es Darstellung des Erfahrungsinhaltes

sein — ebenfalls die Existenz ausgesagt werden. Somit kommen die Existenzaussagen zur Darstellung der Bedeutung oder Angabe der Relation noch hinzu.

Dementsprechend unterscheiden wir drei verschiedene Aussageweisen, welche wir als existentiell, quidditativ und empirisch bezeichnen :

a) Ein Satz nach *existentieller* Aussageweise ist die Behauptung, daß ein bestimmtes Objekt (z. B. ein Phänomen oder eine Relation) *existiert*. Es sei hier nochmals erinnert, daß wir in der Phänomenologie der Existenz keine metaphysische Bedeutung geben dürfen, sondern ihr jene Bedeutung geben müssen, von der wir in **7** sprachen.

b) Ein Satz nach *quidditativer* Aussageweise gibt an, welche Universalien sich in der Bedeutung eines bestimmten Phänomens finden. Die Beschreibung der Bedeutung eines Phänomens durch Angabe der in ihr vorkommenden Universalien nennen wir die Angabe der *Quiddität* eines Phänomens. Diese « phänomenalen Quidditäten » haben wir wohl zu unterscheiden von den « Quidditäten der Dinge ».

c) Ein Satz nach *empirischer* Aussageweise gibt an, welche *Relationen* bestehen. Die Angabe einer raum-zeitlichen Relation setzt keine Sätze nach quidditativer Aussageweise voraus, denn die raum-zeitlichen Relationen gelten ja für die Phänomene selber, ohne Rücksicht auf deren Bedeutungen. Dagegen setzt die Angabe einer Vergleichsrelation voraus, daß wir die *Bedeutung* der betreffenden Phänomene kennen ; diese Kenntnis ist durch Sätze nach quidditativer Aussageweise auszudrücken.

20. Aussageweise und Logik. Zu jeder dieser drei Aussageweisen gehört eine *eigene Form der Logik*. Es ist wichtig, auf dieser Tatsache zu bestehen, und dies umsomehr, als sie meist nicht genügend hervorgehoben wird. Schuld daran ist vor allem der Umstand, daß in der traditionellen Logik, die im wesentlichen Logik der quidditativen Aussageweise ist, dieser quidditativen Logik die Logiken der beiden andern Aussageweisen in irgendeiner Form eingefügt wurden.

Auf die Logik der existentiellen Aussageweise einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens der vorliegenden Arbeit. Es sei nur erwähnt, daß man immer deutlicher die Ungemessenheit der traditionellen Logik (die ja vor allem quidditative Logik ist) für die Metaphysik empfindet.

Um dagegen die moderne Wissenschaft und ihre Logik zu verstehen, ist es wichtig, auf den Unterschied zwischen der quidditativen und der empirischen Logik einzugehen. Die moderne *Wissenschaft*

interessiert sich nämlich für den Erfahrungsinhalt nur insofern, als er ein *Netz von Relationen* ist. Auf die Darstellung der Bedeutungen der Phänomene verzichtet sie von vornherein. Infolgedessen bedient sie sich der empirischen Aussageweise und die Logik, der sie folgt, ist die Logik der empirischen Aussageweise, die *Logistik*.

Die Logistik wurde in den letzten Jahrzehnten — in erster Linie durch Mathematiker — entwickelt, und als eine neue fortgeschrittenere Form der Logik angesehen. Die sog. *Wiener Schule* des logistischen Neupositivismus (*Schlick, Carnap* usw.) hat von der Logistik Gebrauch gemacht, um zu zeigen, daß es außerhalb der Probleme der Erfahrungswissenschaft überhaupt keine sinnvollen Probleme gebe, daß also alle Philosophie sinnlos sei. Das Argument für diese Behauptung war, daß sich diese Probleme in echten — d. h. durch die Regeln der Logistik erlaubten — Sätzen überhaupt nicht formulieren lassen. Indem wir zeigen, daß die Logistik die Logik der empirischen Aussageweise ist, entziehen wir jenem Argument seine Grundlage: es ist ja klar, daß die *Philosophie* sich *nicht* der empirischen Aussageweise bedient, und daß sie darum nicht im Einklang mit den Regeln der Logistik vorgeht.

Wenn die Logistik die Logik der empirischen Aussageweise ist, so verstehen wir andererseits, warum sie von so großer *Bedeutung* ist für die logische Analyse der Mathematik und der Erfahrungswissenschaft. Es liegt uns ferne, diese ihre Bedeutung zu bezweifeln, aber neben der Logistik besteht die traditionelle Logik nach wie vor — als Logik der quidditativen Aussageweise — zurecht.

Unsre Behauptung, daß die Logistik die Logik der empirischen Aussageweise ist, rechtfertigen wir dadurch, daß wir zeigen, (1) als was die Logistik — im Gegensatz zur traditionellen Logik — den *Satz* betrachtet und (2) wie die Logistik die *Universalien* auffaßt.

21. Die Logistik als Logik der empirischen Aussageweise. Nach der Auffassung der *traditionellen Logik* besteht jeder Satz aus Subjekt und Prädikat; der Satz wird als eine Aussage über einen bestimmten Gegenstand angesehen. Das Prädikat ist ein Universale, das Subjekt kann ein Individuale oder ein Universale sein. Ist das Subjekt ein Individuale, dann wird behauptet, daß dessen Quiddität das als Prädikat vorkommende Universale enthält; ist das Subjekt ein Universale, dann wird die Bedeutung des Subjektes in Beziehung gesetzt zu der Bedeutung des Prädikats. Wir sehen also, daß die traditionelle Logik den Satz so auffaßt, wie es der *quidditativen* Aussageweise entspricht; es

kommt auf die *Bedeutung* von Subjekt und Prädikat an, die Bedeutung wird durch den Begriffsinhalt ausgedrückt.

Für die *Logistik* ist jeder Satz eine *Relation*; es gibt Relationen zwischen zwei Termen, zwischen drei Termen usw. Wohl spricht man — zumal bei Relationen zwischen zwei Termen — auch von Subjekt und Prädikat; aber diese Ausdrucksweise bedeutet in der Logistik nicht dasselbe wie in der traditionellen Logik: es ist nur eine von der traditionellen Logik übernommene Bezeichnungsweise. Diese Auffassung des Satzes als einer Relation entspricht vollkommen der *empirischen* Aussageweise; für diese ist ja die Erfahrung nichts anderes als ein Netz von Relationen, die an gemeinsam vorkommenden Termen zusammenhängen.

Auch die Logistik verwendet *Universalien*; aber auch die Universalien müssen *anders* aufgefaßt werden als dies in der traditionellen Logik geschieht. Um dies zu verstehen, erinnern wir uns, daß es außer den raum-zeitlichen Relationen auch noch die Vergleichsrelationen gibt; auch diese sollen in empirischer Aussageweise dargestellt werden. Dies geschieht, indem man angibt, zu welcher Gruppe von identifizierbaren Phänomenen ein bestimmtes Phänomen, das in bestimmten raum-zeitlichen Relationen auftritt, gehört. Diese Zugehörigkeit wird dadurch ausgedrückt, daß man die betreffende Gruppe bezeichnet, und an Stelle des Phänomens die Gruppenbezeichnung in die raum-zeitliche Relation einführt. Ein Beispiel möge das Gesagte erläutern:

A und *B* mögen zwei Phänomen sein. Wir bilden den Satz

« *A* ist links von *B* » (raum-zeitliche Relation).

Sowohl *A* als auch *B* sind mit andern Phänomenen identifizierbar, sie gehören Gruppen identifizierbarer Phänomene an. Die Gruppe, der *A* angehört, möge « *rot* » heißen, die der *B* angehört, « *gelb* ». Dann bilden wir anstelle des obigen Satzes den Satz:

« *rot* ist links von *gelb* »

und haben damit außer einer raum-zeitlichen Relation auch die Vergleichsrelationen ausgedrückt.

Wir sehen also, daß die Logistik die Universalien *nominalistisch* auffaßt: es sind Bezeichnungen für *Gruppen von Phänomenen* (« Klassen » in der Terminologie der Logistik). Solange man sich nur für die Relationen zwischen den Phänomenen interessiert, ist diese Auffassung — man kann sie einen « *methodischen Nominalismus* » nennen — berechtigt. Aus dem, was wir in **19** sagten, folgt jedoch, daß die

Darstellung von Vergleichsrelationen, wie sie durch die Verwendung von Universalien geschieht, Sätze nach *quidditativer* Aussageweise als Darstellung der Bedeutung von Phänomenen stillschweigend *voraussetzt*. Wenn also auch für die Logistik der *Begriffsumfang* das Wesentliche ist, so sind damit doch Aussagen stillschweigend vorausgesetzt, in denen es nicht auf den Umfang, sondern auf den Inhalt der Begriffe ankommt. Dies ist eine notwendige Bemerkung zum methodischen Nominalismus der empirischen Aussageweise.

22. Die phänomenalen Sätze. Wir schließen die vorliegende Arbeit mit einigen Bemerkungen über jene Sätze, durch welche die Erfahrung zur Grundlage der Wissenschaft wird. Wir nennen diese Sätze « *phänomenale Sätze* ». Wie wir schon in **20** sagten, berücksichtigt die moderne Wissenschaft nicht die Bedeutung der Phänomene, sondern nur die zwischen diesen bestehenden Relationen. Dementsprechend sind die phänomenalen Sätze Sätze nach *empirischer* Aussageweise. Ein phänomenaler Satz ist die Darstellung einer raum-zeitlichen Relation zwischen Phänomenen, wobei jedoch anstelle des Phänomens die Bezeichnung der Gruppe, zu der es gehört, angegeben wird (vgl. **21**). In ihrer Gesamtheit geben die phänomenalen Sätze an, daß an bestimmten Stellen in Raum und Zeit — welche durch Angabe von raum-zeitlichen Relationen relativ zu andern Stellen eindeutig bestimmt sind — bestimmte Universalien auftreten.

Wenn auch die moderne Wissenschaft nur Sätze nach empirischer Aussageweise verwendet, so hat sie dennoch kein Recht, die Berechtigung der andern Aussageweisen zu läugnen (wie es die meisten als empiristisch bezeichneten Richtungen tun, unter anderm die Wiener Schule des logistischen Neupositivismus). Sie darf dies umsoweniger tun, als ja auch die phänomenalen Sätze *Sätze nach den beiden andern Aussageweisen voraussetzen*; dies ist leicht einzusehen, denn:

1. Die phänomenalen Sätze setzen Sätze nach *existentieller* Aussageweise voraus; denn ein phänomenaler Satz darf *nur dann* formuliert werden, wenn das von ihm Dargestellte in der Erfahrung *existiert*. Ohne diese Regel hätte man kein Recht, die phänomenalen Sätze als Darstellung der Erfahrung anzusehen.

2. Die phänomenalen Sätze setzen Sätze nach *quidditativer* Aussageweise voraus, und zwar deshalb, weil in den phänomenalen Sätzen *Universalien* vorkommen (vgl. **21**).

Infolgedessen ist es *gar nicht möglich*, das Problem der Grundlage

der Erfahrungswissenschaft von einem Gesichtspunkt aus zu behandeln, der nur die empirische Aussageweise anerkennt. Es wäre sehr interessant zu zeigen, wie die Wiener Schule des logistischen Neupositivismus gerade aus diesem Grunde scheitert ; doch leider kann ich dies in der vorliegenden Arbeit nicht mehr behandeln.

In der vorliegenden Arbeit haben wir zunächst die Aufgabe und die Notwendigkeit einer Phänomenologie der Erfahrung gezeigt ; wir definierten dann die Erfahrung als die Gesamtheit der Wahrnehmungsinhalte. Es zeigte sich, daß die so definierte Erfahrung eine bestimmte Struktur aufweist, indem einerseits raum-zeitliche Relationen zwischen den Phänomenen bestehen, andererseits sich in deren Bedeutungen bestimmte Universalien (Qualitäten und Gestalten) finden. Die raum-zeitlichen Relationen sind Ausdruck des raum-zeitlichen Charakters der Erfahrung ; auch zwischen den Universalien bestehen systematische Zusammenhänge. Schließlich zeigten wir, daß die Darstellung der Erfahrung Sätze nach drei verschiedenen Aussageweisen erfordert, Aussageweisen, zu deren jeder eine besondere Form der Logik gehört. Wir zeigten dann, daß die Logistik die Logik der empirischen Aussageweise ist. Wir schlossen die Untersuchung mit einigen Bemerkungen über die als Grundlage der wissenschaftlichen Sätze auftretenden phänomenalen Sätze ; dabei wiesen wir insbesondere darauf hin, daß die phänomenalen Sätze Sätze nach den beiden andern Aussageweisen voraussetzen.

Dies also sind unsre Ergebnisse, auf deren Grundlage nunmehr die Erkenntnistheorie der Erfahrungswissenschaft erfolgreich behandelt werden kann.
